



Kolumnistin, Moderatorin und Mitglied im Ensemble der „Neo Magazin Royale“-Show: Sophie Passmann

Foto Matthias Lüddecke



Die französische Schriftstellerin Annie Ernaux

Foto ddp Images

Die netten, klugen Mächtigen

Die Moderatorin Sophie Passmann hat sich für ihr Buch mit Männern über Feminismus unterhalten – mit erstaunlichen Ergebnissen

Die Feministin Sophie Passmann liebt Männer – erfolgreiche, mit Macht. Das und nichts anderes beweist ihr neues Buch. Die Kolumnistin und Moderatorin, Mitglied im Ensemble der „Neo Magazin Royale“-Show von Jan Böhmermann hat es mit den drei Wörtern „Alte weiße Männer“ überschrieben. Und dieser Titel ist selbstverständlich ein Problem. Wenn deutsche Menschen, so wie Sophie Passmann, auf einmal Menschen in weiße und in nicht-weiße aufteilen, klingt das für nicht-so-deutsche Menschen unlogisch und verdächtig. Das Feindbild, das die Feministin mit ihrem Titel malen will, ist aus Amerika übernommen, heißt da *angry white men* und ist was anderes als in Deutschland. Denn dieses Land hat keine horrorhafte, lange Geschichte von Sklaverei, von Rassentrennung hinter sich. In Deutschland sind die meisten weiß, die meisten Ausländer, Migranten, Flüchtlinge, Aussiedler auch. Was also will so eine Wörtreihe in Deutschland? Klar, provozieren. Passmann schreibt deshalb auch im Vorwort von einem „radikalen Akt“, und ihrer Meinung nach kann das schon eine Unterhaltung sein. Darum hat sie sich unterhalten. Mit Männern, einen Sommer lang. Sie interviewte sechzehn Mächtige, Egale und Halbmächtige, die oft in Talkshows sitzen und sprechen. Aus diesen Interviews zitiert sie jetzt in ihrem Buch, und jeder Mann bekommt ein eigenes Kapitel.

Worum es geht? Darum, wie man diesen Geschlechterkampf beenden kann, steht auf der Rückseite von „Alte weiße Männer“. Doch auf den Buchseiten steht etwas anderes, steht immer wieder Gleiches: Männer sind schlau und/oder trainiert, sympathisch, nett. Im Buch hört sich das so an: „Jedes Wort“ des Autors Sascha Lobo „ist überlegt und klug“. Der „Zeitmagazin“-Chef Christoph Amend „strahlt so ein sanftes Verständnis für alles und jeden in der Welt aus, das weit über journalistische Pflichterfüllung hinausgeht“. Der Kopf von Robert Habeck scheint voll zu sein mit „superklugen Gedanken“ oder „schlau“, ja, er „ist einer von den Guten“. Und auch Kai Diekmann bekommt ein Kompliment: „Ich bewundere diese Art von Selbstbewusstsein in diesem Moment ganz unironisch.“ Der Moderator „Micky Beisenherz ist sehr witzig und klug“ und sieht „noch irre gut“ aus, denn er ist „durchtrainiert“ und „braun gebrannt“, und er „hat volles Haar“. „Klug“ und „sehr reflektiert“ ist auch der Modeblogger Carl Jakob Haupt. Und der Ex-CDU-Generalsekretär Peter Tauber? Er „wirkt wie einer, der meistens viel zu gebildet für sein Umfeld ist und sich ständig zurückhalten muss, um seine Umwelt nicht zu überfordern“. Genug? Nein. Noch ein bisschen. Noch klug zu Kevin Kühnert, der „viel zu bescheiden“ ist „für seine Klugheit“.

Was soll das alles? Ist das noch Feminismus? Kann sein, weil Feminismus nicht bedeutet, dass Frauen Männer hassen. Was aber wäre, wenn ein Mann, der von sich sagt, er sei jung, wild und feministisch (das sagt Sophie Passmann im ersten Text über sich selbst), ein Buch veröffentlichte, das „Alte weiße Frauen“ hieß, und darin über

die trainierten Körper und die klugen Sätze alter Frauen schriebe? Dann würden viele – vielleicht zu Recht, vielleicht zu Unrecht – laut „Sexismus“ schreien. Das aber ist kein Anti-Passmann-Argument, da man das Männer-Frauen-Ding nicht einfach umdrehen kann, denn die Benachteiligten sind immer und am Ende Frauen.

Deshalb dann doch noch einmal zum eigentlichen Thema dieses Buchs: Feminismus, genauer: Männlichkeit, die sich von ihm bedroht fühlt. Passmanns Gespräche wollen der „Versuch einer Annäherung an die Männlichkeit im 21. Jahrhundert“ sein. Was also sagen die Männer des 21. Jahrhunderts? Zuerst und oft Banales übers Altsein. Amend zum Beispiel das: „Was alt bedeutet, kommt immer auch auf die Perspektive des Betrachters oder der Betrachterin an.“ Ähnliches sagen andere auch. Ja, das Wort „alt“ im Feinbild „alte weiße Männer“ provoziert in dem Passmann-Buch die meisten Interviewten, es ist für viele ein größeres Problem als das Wort „weiß“, vielleicht weil Deutsche hier mit einer Deutschen sprechen – Ausnahme ist nur Sascha Lobo, sein Vater ist aus Argentinien, das sagt er auch. Zurück zum Feinbild. Es trifft auf die zu, die gegen Wandel sind. Das sagt Passmann und sagen einige der Interviewten, sie geben sich oft gegenseitig recht. Das Ja-ja-ja der Männer wirkt manchmal echt und manchmal nicht.

Dass Sophie Passmann die meisten dann für „schlau“, „klug“, „superklug“ hält, dass sie ihnen immer Komplimente macht, ist nicht das wahrhaft Schlechte und Problematische am Buch. Es ist die Haltung, die Passmann im Gespräch einnimmt. Sie macht sich klein, bedeutungslos – und so den Feminismus auch. Sie sagt mehrmals, wie toll es sei, dass sich die Männer mit ihr trafen, weil die ja Wichtigeres machen müssten. Vor der Verabredung mit „Welt“-Chefredakteur Ulf Poschardt schreibt sie zum Beispiel: „Erst also trifft Poschardt die Spitzenpolitikerin einer der Regierungsparteien, dann mich. Es ist ein brachialer Abstieg für einen Vormittag.“

Okay, vielleicht nimmt sie sich einfach selbst nicht ernst. Aber absichtlich?, fragt man sich. Ist das alles Ironie? Soll man das ganze Buch so lesen, so verstehen? Nein. Denn sie hat eine feministische Agenda, das schreibt sie auch im Vorwort: „Jede Frau, die Feminismus ernsthaft betreibt, muss sich von der Idee verabschieden, sich damit bei einem Großteil der Männer beliebt zu machen. Feminismus ist, wenn er radikal im eigentlichen Sinne des Wortes betrieben wird, unbequem, anstrengend, omnipräsent und lästig.“ Ja, absolut. Doch das, was sie vom Feminismus will, kann sie selbst nicht erfüllen, das weiß man, weil man der 25-Jährigen gequält, getroffen zusehen muss, wie sie den Männern zuhört: sehr oft sehr hilflos. Wahrscheinlich weiß sie das auch selbst, denn sie schreibt ihre Hilflosigkeit immer auf. „Ich nicke sicherheitsshalber sehr wissend“ oder „Ich kneife konzentriert die Augen zusammen“, schreibt sie wie eine halb-ernsteste und halb-ernstete Entschuldigung für diese Rolle, die sie in den Gesprächen spielt.

Der Tiefpunkt ihrer Unterwerfung steht im Kapitel „Lunch mit Rainer Langhans“. Den Ex von Uschi Obermaier, „Kommune 1“-Mitgründer, Alt-68er trifft Passmann in einem Biorestaurant. Dort spricht er vollkommen Irres über die #MeToo-Bewegung aus, spricht von einem sogenannten „Opfer-Feminismus“. Er ist der Erste und der Einzige im Buch, der wirklich Skandalöses sagt. „Irgendwann muss doch das Opfer lernen, für das Verantwortung zu übernehmen, was es mit seinem Verhalten die ganze Zeit über hervorgebracht hat“, sagt er ernsthaft. Die Feministin Passmann aber steht nicht auf und geht. Nein, sie teilt am Ende mit ihm auch noch Essen, isst seine Aubergine, er ihren Hummus. Ihr größter Akt des Widerstandes ist es, Langhans kein Kompliment an. „Ähnliches sagen andere auch. Ja, das Wort „alt“ im Feinbild „alte weiße Männer“ provoziert in dem Passmann-Buch die meisten Interviewten, es ist für viele ein größeres Problem als das Wort „weiß“, vielleicht weil Deutsche hier mit einer Deutschen sprechen – Ausnahme ist nur Sascha Lobo, sein Vater ist aus Argentinien, das sagt er auch. Zurück zum Feinbild. Es trifft auf die zu, die gegen Wandel sind. Das sagt Passmann und sagen einige der Interviewten, sie geben sich oft gegenseitig recht. Das Ja-ja-ja der Männer wirkt manchmal echt und manchmal nicht.“

Und deshalb ist auch klar, was Passmann will: den Mächtigen gefallen. Was ein Problem ist für den Feminismus. Die Angst der Frauen, nicht zu gefallen, ist der Beton, der die patriarchale Ordnung stabil hält. Jetzt aber alle Frauen aufzufordern, mit dem Gefallenwollen Schluss zu machen, das ist banal, ist unehrlich. Es wäre wieder eine Vorschrift, wie eine Frau zu sein hat. Von diesen Vorschriften gibt es schon viel zu viele. Sie machen nicht nur Frauenfeinde, sondern sogar auch Feministen. Fast jeder Mensch hat eine Meinung, wie eine Frau sich zu verhalten hat und was sie denken soll über die Frauenquote und über Sex und über Männer. Nein, so geht kein Feminismus, weil er vor allem die Idee ist von einem Leben ohne Zuschreibung. Und deshalb ist es auch so kopflös für eine, die sagt, sie sei Feministin, ein Buch zu schreiben, das ein zu altes Rollenbild reproduziert: Der mächtige Mann spricht, die Frau hört unterwürfig zu.

Doch was ist mit den Mächtigen? Den Männern, die im Passmann-Buch mitmachen? Sie wissen, dass ihnen nichts passiert, wenn sie mit einer jungen Frau Gespräche führen, die fest in einer alten Rolle sitzt, auch wenn sie selbst das Gegenteil von sich behaupten. Sie spielen das Spiel mit, weil es in Wahrheit nach ihren Regeln läuft. Sie sagen Ja-ja-ja, und dann bekommen sie einen süßen Sophie-Passmann-Feministen-Sticker. Doch warum überhaupt wollen sie so einen Aufkleber bekommen? Weil er auf diese Passmann-Art geschenkt ist, er kostet keine Kraft, kein Nachdenken über sich selbst und über Männer, über Frauen. Außerdem sind sich heutzutage alle – endlich, ehrlich und unehrlich – bewusst, was frauenfeindlich ist und was sexistisch. Ja, in den Zeiten nach #MeToo regiert ein Pseudofeminismus, der jeden Mann jetzt zwingt, ordentlich mit Frauen umzugehen, zumindest zum Schein. Das wissen diese Männer, denn sie sind schließlich „klug“ und „superklug“ und „schlau“.

ANNA PRIZKAU

Sophie Passmann: „Alte weiße Männer. Ein Schlichtungsver-such“. Kiepenheuer & Witsch, 304 Seiten, 12 Euro

Aufstieg voller Demütigungen

Diese Woche erscheint das Schlüsselbuch im Werk der Schriftstellerin Annie Ernaux: „Der Platz“

Man muss sich das einmal vorstellen: Zwei Monate, nachdem man, 26 Jahre alt, die praktische Prüfung für den höheren Schuldienst bestanden hat, Beamtin geworden ist, es „geschafft“ hat, stirbt der eigene Vater. Nach der Beerdigung, beim Zusammensuchen der Kleidung, die man an Bedürftige weitergeben will, findet man in der Alltagsjacke des Toten dessen Portemonnaie und darin einen zusammengefalteten Zeitungsartikel mit den Ergebnissen der Aufnahmeprüfung an der Fachschule für Grundschullehrerinnen, nach Noten sortiert: der eigene Name steht an zweiter Stelle.

So erging es Annie Ernaux, 1966, als ihr Vater starb. Sie war auf Besuch bei den Eltern – mit dem zweieinhalbjährigen Sohn, aber ohne ihren Ehemann, der sich dort „fehl am Platz“ vorgekommen wäre –, als der Vater erst krank wurde, dann nicht mehr aufstand. Auf der Rückfahrt nach Hause, im Erste-Klasse-Abteil des Zuges, gehen Ernaux zwei Sätze durch den Kopf: „jetzt höre ich wirklich zum Bürgertum“ und „es ist zu spät“. Mit Hilfe der aus allerärmsten Verhältnissen stammenden Eltern, die den langen Bildungsweg der einzigen Tochter unterstützt haben, ist Ernaux ihrer Klasse entronnen, als Erste in der Familie hat sie studiert. Sie hat ins Bürgertum eingehiebert, eine Familie gegründet, ihr Sohn ist vom Stigma der bäuerlich-proletarischen Herkunft, der ihr noch anhaftet, endgültig befreit. Der Preis, den sie für den Aufstieg zahlt, ist seit frühester Jugend die Scham über die Eltern, verbunden mit einer zunehmenden Entfremdung, die sie mitunter als Verrat empfindet. Diese drei starken Gefühle aber – Scham, Entfremdung, Verrat – sind die Triebfedern ihres Schreibens. Ohne sie wäre Annie Ernaux nicht Schriftstellerin geworden.

Seit dem Erscheinen von „Die Jahre“ und „Erinnerung eines Mädchens“ ist Annie Ernaux auch hierzulande Bestsellerautorin. Mit „Der Platz“ liegt nun auch das Buch in einer Neuübersetzung von Sonja Finck vor, in dem sie ihre außergewöhnliche Schreibmethode zuerst entwickelt hat. Nach dem Tod des Vaters wollte sie über ihre ambivalenten Gefühle, sein Leben, die „distanzierte Liebe“ zu ihm schreiben, darüber, wie schwierig es ist, in eine andere Klasse aufzusteigen, und welchen Preis Aufsteiger wie Zurückgelassene dafür zahlen. Sie beginnt zunächst einen Roman mit dem Vater als Hauptfigur, merkt aber bald, dass sie sein Leben nicht zu Literatur machen kann. Fast zwanzig Jahre dauert es, bis sie Form und Sprache für die „Geschichte“ gefunden hat, die sie erzählen will. Als 1983 „La place“ bei Gallimard erscheint, erregt die soziologisch anmutende „méthode Ernaux“ Aufsehen: Sie hat mit der Fiktion gebrochen, meidet Emotion und Wertung, betont im Individuellen das Exemplarische, verbindet das Persönliche mit dem Historischen. Ihr Stil ist sachlich, nüchtern, kalt. Im Jahr darauf erhält Ernaux den renommierten Prix Renaudot.

„Der Platz“ ist das Schlüsselbuch in Ernaux' Werk. Auch wenn sie darin vordergründig das Leben des Vaters rekonstruiert, erzählt, wie er sich „hochgearbeitet“ hat – mit zwölf begann er als Knecht bei einem Großbauern, während des Ersten Weltkriegs kam er zum ersten Mal aus seinem Dorf heraus, war in Paris, fuhr mit der Metro, sah, wie andere Leute lebten; dann war er Arbeiter, schließlich Besitzer eines kleinen Lebensmittelladens mit Ausschank –, ist es kein Buch

über ihren Vater, sondern über sie selbst. Über ihre Scham, die einsetzte, sobald sie als kleines Mädchen erkannte, dass ihre Art zu leben, sich zu kleiden, sich zu geben, zu reden, mit wenig Ansehen verbunden war. Über ihren Weg des Aufstiegs, voller Demütigungen und Angst, oft allein, weil die Eltern ihr nicht helfen konnten: „Einen ganzen Abend lang fragten wir uns, was die Direktorin wohl mit dem Satz ‚für diese Rolle sollte Ihre Tochter Abendgarderobe tragen‘ gemeint haben könnte.“

Anders als die Emanzipation der Eltern, die vor allem eine äußerliche, eine materielle ist, ist die der Tochter eine verborgene, intellektuelle. Die Sprache – oder eigentlich: die Sprachen, denn in der Schule spricht Ernaux nicht mehr Dialekt wie die Eltern, sondern lernt „richtiges Französisch“ – ist, je älter sie wird, desto öfter Auslöser von Ärger und Streit. Dass Ernaux schließlich ausgerechnet in dem Medium, das in Frankreich wie kein anderes eines der sozialen Distinktion ist, reüssiert; dass sie nicht nur Gymnasiallehrerin für Französisch, sondern sogar Schriftstellerin wird, ist ein Triumph, den nur er messen kann, wer einen ähnlich weiten Weg gegangen ist.

Annie Ernaux ist sicher auch deshalb eine so skrupulöse, bild- und metaphernarme, das einzelne Wort betonende Schreibende geworden, weil der Reichtum der Sprache, die Vielfalt der Ausdrucksmöglichkeiten und die Raffinesse von Grammatik und Syntax ihr nicht von kleinauf wie selbstverständlich zur Verfügung standen. „Wenn ich als Kind versuchte, mich besser auszudrücken, hatte ich immer das Gefühl, mich in einen Abgrund zu stürzen“, schreibt sie. Bei bestimmten Wörtern schwingt die bedrohliche Bedeutung, die sie für die Eltern hatte, bis heute mit, auch wenn sich diese Bedrohung längst verloren hat. Anders als Proust kann sie das Patois, das normannische Platt, und das Französisch der unteren Schichten nicht pittoresk finden. Proust zählte „entzückt François Fehler und veraltete Ausdrücke auf. Ihn interessiert nur die Ästhetik, weil François sein Hausmädchen war, nicht seine Mutter. Und weil ihm diese Wendungen selbst nie spontan über die Lippen gekommen wären.“

Ganz am Ende des Buches berichtet Ernaux von einer Begegnung im Supermarkt im Oktober 1982, kurz bevor sie mit dem Schreiben von „Der Platz“ begonnen hat. Sie steht mit dem Einkaufswagen in der Schlange, als sie in der Kassiererin eine ehemalige Schülerin erkennt. Sie spricht sie an, fragt, ob ihr die Arbeit gefalle. Die junge Frau sagt ja, fügt dann aber hinzu: „Das mit der Berufsschule hat nicht geklappt.“ Ernaux hat alles längst vergessen, fragt auch nicht weiter nach, verabschiedet sich nur noch. „Ich war jetzt Teil jener Hälfte der Welt, für die die andere Hälfte nur Kulisse ist“, urteilt sie über sich. Dass das nicht ganz stimmt, beweisen diese Episode wie ihr ganzes Buch „Der Platz“. Sie hat nicht vergessen, woher sie kommt, verlugnet weder ihren Vater noch ihre ehemalige Schülerin – die auch sie selbst hätte sein können, wenn sie nicht so hart mit sich gewesen wäre, nicht so ehrgeizig und diszipliniert, und wenn sie, ja, auch das, nicht das Glück gehabt hätte, einen Vater zu haben, dessen „größter Stolz“, dessen „Lebenszweck“ es war, dass sie „eines Tages der Welt angehöre, die auf ihn herabguckt hatte“.

BETTINA HARTZ

Annie Ernaux: „Der Platz“. Aus dem Französischen von Sonja Finck. Suhrkamp, 95 Seiten, 18 Euro